

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Kleine Mitteilungen.

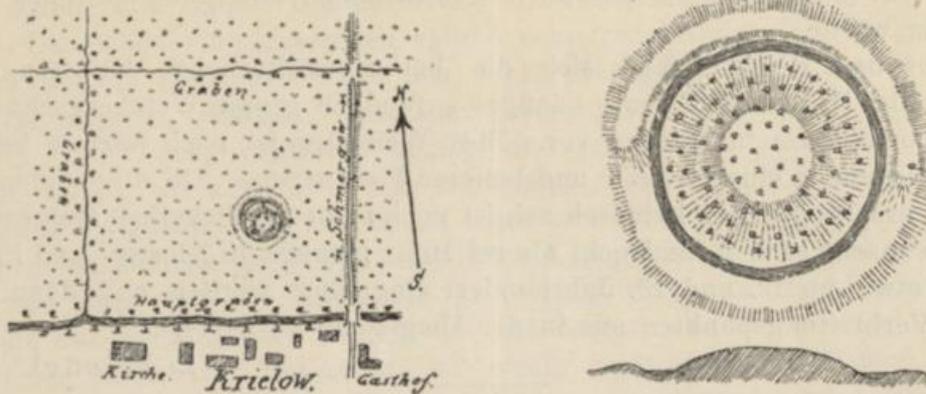
umb Verseumblichkeit willen der Schreiber nicht wissen* (Gäbel I S. 155). In der Kosegartenschen Bearbeitung (I S. 248) wird hierbei erzählt, dass Herzog Barnim seine Tochter Hedwig Markgraf Hans zur Ehe gegeben und als Brautschatz Stücke der Neumark und das Ukerland abgetreten habe. Es steht nun urkundlich fest, dass Barnim I 1250 zu Hohen-Landin zum Ersatze für Wolgast, auf das die Askanier Ansprüche hatten, die Ukermark an Johann I. und Otto III. abtrat und die Lehnshoheit derselben anerkannte (Cod. dipl. Pom. I N. 452. Pom. Urk.-B. I N. 512 vgl. Zickermann, Forsch. z. Brand. u. Preuss. Gesch. IV S. 44f.). Diese Unterwerfung des Herzogs war wohl unzweifelhaft eine Folge eines von ihm unglücklich geführten Krieges. Kantzow weiss entweder von dieser Thatsache nichts oder, was wahrscheinlicher ist, verschweigt sie, weil er in seine Chronik Ereignisse, die für das pommersche Herzogshaus unrühmlich sind, nicht aufzunehmen pflegt. Deshalb entschuldigt er sich mit der „Verseumblichkeit der Schreiber“. Die spätere pommersche Geschichtsschreibung, die an Kantzow anknüpfend um die Beziehungen zwischen Brandenburg und Pommern einen noch reicheren Kranz von Erfindungen und Erdichtungen zu Gunsten des Greifenhauses windet, hat dann auch für die Abtretung der Ukermark eine recht ansprechende Veranlassung entdeckt und dazu eine pommersche Fürstentochter ersonnen. Der bedeutende Geschichtsforscher Rob. Klempin hat anfänglich der Nachricht Kantzows auch Glauben geschenkt (Pom. Urk.-B. I S. 279), dann aber in seiner unübertrefflichen Forschungsweise dieselbe nicht als einen genügenden Beweis angesehen, um in seinen Stammtafeln des Pommersch-Rügischen Fürstenhauses (Stettin 1876) dem Herzog Barnim eine Tochter Hedwig zuzuschreiben. Eine solche ist nicht nachzuweisen, desshalb kann auch die Deutung des Wortes „Hesera“ auf eine pommersche Hedwig durchaus nicht angenommen werden. Ob diese Deutung überhaupt richtig ist, bleibt mehr als zweifelhaft; irgend ein Beweis ist nicht gebracht, und sie fällt in sich zusammen, wenn eben die Nachricht von der pommerschen Hedwig als unglaubwürdig bewiesen ist.

M. Wehrmann.

Kleine Mitteilungen.

Der Burgwall von Krielow bei Gross-Kreuz. Der dem Besitzer Wendt gehörige Burgwall liegt nordwärts von dem Dorfe Krielow in dem unmittelbar die Dorfstelle berührenden Luche. *Neben dem Gasthof von Polz führt ein Landweg quer nordwärts nach Schmergow, an den sich, durch drei mit hohen Erlen bestandene Gräben umschlossen, ein fast quadratisches sumpfiges Gelände anlehnt. Inmitten desselben, etwa 150 Schritt vom Wege entfernt, erhebt sich der Wall als eine in ihrem Scheitel 4 m. über dem Wiesenniveau steigende runde Erhöhung, die nach allen Seiten gleichmässig abfällt. Ein 4 m. breiter Graben umgiebt ihn, der wiederum von einem niedrigen, etwa 80 cm hohen und 2 m breiten Wall umgürtet ist. Nur im Süden nach dem Dorfe zu ist der letztere fast verschwunden. Durch Ab-

schreiten auf der Krone liess sich die Länge dieses letzteren, äusseren Walles auf 200 Schritt bestimmen, während die innere bergartige Aufschüttung 44 Schritt im Durchmesser zählt. Eine Mulde innerhalb der letzteren war



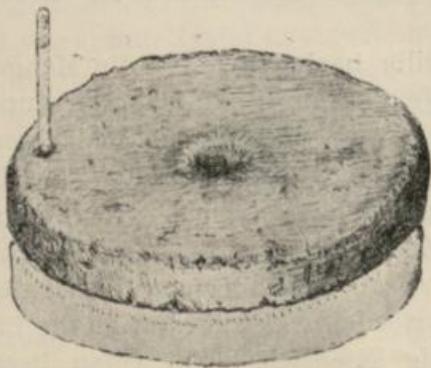
nicht zu entdecken, ist wahrscheinlich auch nie vorhanden gewesen, da mehrfache Grabungen — bis zu 1 m Tiefe — eine Kulturschicht nicht blosslegten. Es fanden sich bei diesen Grabungen, die durch das fast undurchdringliche Wurzelgeflecht der den Wall beschattenden riesigen Eschen und Rüstern sehr erschwert wurden, nur in etwa 80 cm Tiefe Spuren eines ausgedehnten Wiesenalk-Lagers.

Nach Aussagen im Dorfe Krielow soll vor mehreren Jahren auf dem Wall von einem unbekanntem Besucher ein Steinbeil gefunden worden sein.

R. M.

Ausflug nach Miersdorf Kr. Teltow. (Bericht vom 25. Juni 1893 im Sammelkasten des Märk. Museums.)

In Miersdorf, westlich der Haltestelle Hankels Ablage an der Görlitzer Bahn, ist die aus Feldsteinen erbaute mittelalterliche Kirche wegen ihres Alters beachtenswert. Neben dem Turmeingang, rechts unten, ist eine rotgranitene Steinscheibe mit centraler Durchlochung, gewissermassen als ein Wahrzeichen, eingemauert (ein Näpfchenstein in grossem Masstabe?), die offenbar der Oberstein (Läufer) einer wendischen Mahlmühle gewesen war. Die Steinscheibe (vgl. Figur) hat einen Durchmesser von ungefähr 35 cm. In der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums befinden sich schon viele ähnliche Steine, auch einige aus Ober- und Unterstein bestehende vollständige wendische Mühlen. Während das Loch des Obersteins ganz durchgeht, ist das des Untersteins gerade nur so tief, um einer durch den Oberstein hineingesteckten Spindel beim Drehen des Steins den nötigen Halt zu geben. Das Drehen selbst, beziehungsweise das Anfassen, ist mitunter durch ein seitliches Loch erleichtert, in das



weisse das Anfassen, ist mitunter durch ein seitliches Loch erleichtert, in das

man einen Griff stecken kann, wie in der Figur angedeutet. Das Getreide wurde in das Mittelloch neben die Spindel geschüttet, geriet beim Hinundherdrehen des Obersteins allmählich zwischen die Steinscheiben und fiel dann als Mehl in der Peripherie heraus, wo es in einem untergelegten Tuch aufgefangen wurde.

Auf dem Kirchhof fand sich die bei mittelalterlichen Klöstern und Kirchen der Mark Brandenburg häufiger gefundene grosse Weinbergschnecke (*Helix pomatia* L.) in Mengen vor. Dies Weichtier ist noch jetzt in katholischen Gegenden eine erlaubte und beliebte Fastenspeise. Ob diese Schnecke bei uns ursprünglich einheimisch sei, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Vielfach macht es den Eindruck, als sei *Helix pomatia* in Kloster- und Pfarrgärten etwa im 12. und 13. Jahrhundert eingeführt worden und dann von diesen Verbreitungspunkten aus in der Umgegend verwildert.

E. Friedel.

Doktor Eisenbart. Im Sommer 1703 schritt Doktor Johann Andreas Eisenbart in Berlin über die lange Brücke nach einem in der Nähe errichteten Gerüst. Er trug einen grünen Rock, gelbe Weste, schwarze Hosen und rote Schuhe; eine aus Zinn geformte Schlange hielt die Federn an seinem spitzen Hute fest. Die mächtige Lockenperücke hing ihm tief in den Rücken, und an dem spanischen Rohre, das er unter dem Arme trug, befand sich statt des Knopfes ein aus Knochen geschnitzter Totenkopf. Auf dem noch verhüllten Gerüst standen Flaschen, Kruken, Büchsen und Schachteln in den verschiedensten Grössen. An den Ecken desselben waren ausgestopfte Eulen, Raben und Fledermäuse angebracht und hinten hing ein auf Holz gemaltes Bild, das Eisenbart zwischen Kranken darstellte, die er geheilt entliess. Bevor er das Gerüst bestieg, entfernte sein Diener, der medizinische Pickelhering, die verhüllenden Tücher. Schon hatten Ausrufer unter Trompetenschall in den Strassen verkündet, dass der „weltberühmte Doktor, Operator und Medicinæ practicus“ aus dem Magdeburgischen in Berlin angekommen, im „Weissen Ross“ an der Fischerbrücke abgestiegen und an der langen Brücke zu sprechen sei. Dort hielt er allerlei Tropfen, Salben, Pflaster, Liebestränke und „sonderlich Heilmittel gegen das Fieber“ bereit. Er erbot sich zu den schwierigsten Kuren und Operationen; zu Reichen und Armen wollte er auch in die Wohnung kommen, zu jenen „gegen Erkenntlichkeit“, zu diesen „ohne Entgelten.“

Durch seine viereckig gefasste Hornbrille beobachtete er die Menge, die das Gerüst umdrängte: Kranke und Neugierige, Soldaten, Näh- und Klöppelmägde, Fuhrleute und Sänfenträger. Auch Bäcker und Schlächter, die auf dem neuen Markt, dem Hundemarkt und vor dem Rathause Fleisch, Schwarzbrot und weisse Semmeln verkauften, kamen herbei. Für jedes Leiden hatte Eisenbart das richtige Mittel. Zwei Groschen für eine Flasche oder Kruke war der gewöhnliche Preis. Er sah sich übrigens die Käufer dabei an, denn als eine Hofdame in einer Portehaise kam, nahm er ihr für eine Salbe einen Thaler ab. Dass der König Friedrich I. ihn rufen liess, wie er später erzählte, war sicher von ihm erfunden; über seine Anwesenheit im Schlosse ist nichts bekannt. In adelige Häuser dagegen ward er

häufig gerufen und ausser den Heilmitteln, die er verabreichte, bot seine Frau Schönheitspflasterchen und in Pfefferblätter gewickelte Betelnüsse an, die Früchte der im Himalaya wachsenden Betelpalme. Von dort wollte Eisenbart die Nüsse bezogen haben; beim Kauen derselben färbten sich Mund, Zähne und Lippen rot, der Mund ward erfrischt und der Atem angenehm. Die Schönheitspflasterchen sollten echt französische Ware sein, doch wurden sie von Eisenbarts Frau aus winzig runden Taffetstücken in Form von Halbmonden, Sternen, Insekten, Vögeln und allerlei wildem oder zahmem Getier ausgeschnitten, bemalt und mit Wachs bestrichen. Jeder Mouche wusste sie ihre besondere Benennung, Bedeutung, Anordnung und Auslegung zu geben. Um den Glanz eines schönen Auges zu erhöhen, ward die verliebte Mouche im linken Augenwinkel angebracht. Die kecke herausfordernde kam auf die Nase, die eroberungslustige an die Lippen, die gefällige auf die Mitte der Wange, die leidenschaftliche an den Mund.

Über Eisenbarts Heilmittel ist wenig und über die Dauer seines Berliner Aufenthalts genaueres nicht bekannt. Glaubwürdig wird berichtet, dass sich die Berliner Ärzte in ihrem Erwerbe durch ihn benachteiligt fühlten. Doch blieb ihre, dem König vorgetragene Bitte, ihn aus der Stadt zu entfernen, zunächst ohne Erfolg. Erst als der in grossem Ansehen stehende Arzt Löbel die reiche Frau Liebmann, die Witwe des Hofjuden und Hofjuweliers, um ihre Verwendung ersuchte, fand sich Friedrich I. zur Erfüllung der Bitte geneigt. Liebmanns stets offene Kasse hatte ihm aus mancher Verlegenheit geholfen, wofür er ihm die Erlaubnis zum Bau einer Synagoge in der Heidereutergasse erteilte, und nach seinem Tode ging die königliche Gunst auf seine Wittve über, die dem Monarchen gleichfalls Darlehne machte oder verschaffte. Gleich ihrem Manne hatte sie stets freien Zutritt im Schlosse. Ihr gelang es, den König umzustimmen, und Eisenbart musste Berlin verlassen. Er ging nach Sachsen, wo er 1661 geboren war, legte sich aber den Titel eines „königlich preussischen Hofokulisten“ eigenmächtig bei. Seine Vaterstadt ist nicht bekannt; in Jena hat er studiert und im Weigelschen Hause, einem der sieben Wunderwerke Jenas, gewohnt. Dann kam er als „fliegender Arzt“ in die Gegend von Anhalt und Köthen. Einige glückliche Kuren verschafften ihm grossen Zulauf; dem in deutscher Uebersetzung erschienenen, in lateinischer Sprache verfassten Werke eines Schweizer „Vogel-, Tier- und Fischbuch“ soll er die meisten der von ihm angewandten Heilmittel entnommen haben. Den Tieren wurden damals heilwirkende Kräfte nachgerühmt. Sogar das geraspelte Horn des fabelhaften Einhorns — „dies schrecklich wilde Tier ist noch von keinem gesehen“ — ward gegen giftige Speisen und Schlangenbiss empfohlen. Von Köthen zog Eisenbart nach Magdeburg. Dort nahm er die Ausrufer in Dienst und der schon bis Leipzig gedrungene Ruf seiner erfolgreichen Kuren führte ihm den Spassmacher, den medizinischen Pickelhering zu, der das Publikum durch Possen und Zoten anlockte. Der Leipziger Rat hatte ihn „mit verschärfter Warnung“ aus der Stadt gejagt, „da solche Possenreisser, welche für Ärzte, Bruch- und Steinschneider agiren, grobe Zoten und denen für Christenmenschen nicht geziemende Narrtheidungen von sich hören liessen, darob grosser Auflauf und Tumulte geschehen.“ Dieser Bursche kam zu Eisenbart,

mit dem er die Messen und Märkte bezog. Besonders günstige Erfolge in Braunschweig, wo der „gelahrte Doktor die Heirat mit einer Person von dunkler Herkunft schloss“, brachten ihm den Titel eines „privilegirten Landarztes“ ein, und der Herzog von Lauenburg, der sich mit der Kunst Gold zu machen beschäftigte, stellte ihn als Goldmacher an. Jedenfalls hatte Eisenbart sich alchymistischer Kenntnisse gerühmt und seine Habsucht liess ihn hoffen, den Fürsten bethören zu können. Er hatte sich aber verrechnet, denn nach kurzem vergeblichen Warten auf Goldgewinn liess der grollende Fürst seine Schmelzofen, Schmelztiegel und Kolbengläser zertrümmern. Dem Schlimmsten zu entgehen, ergriff Eisenbart die Flucht und kam nach Dresden, wo ihm nach seiner und Pickelherings Behauptung „die grösste Kur des ganzen Jahrhunderts“ gelang. Eine von einem Poltergeist besessene Magd ward unaufhörlich von ihm verfolgt. Er sprach mit ihr, neckte sie und steckte am Küchenherd den Kopf durch ihre Arme. Vielfach angewandte Mittel zur Vertreibung des Geistes blieben erfolglos, bis Eisenbarts Mixturen das Wunder der Austreibung bewirkten. Wenigstens erklärte die Magd, die entweder einen Scherz getrieben hatte oder nicht zurechnungsfähig war, von ihrem Peiniger befreit zu sein. Eisenbart beauftragte einen Maler zur Herstellung eines Bildes, das ihn und die Magd auf die Nachwelt brachte. Damals hatte er schon zweitausend Thaler, eine für jene Zeit bedeutende Summe, „im Sacke“, und als sich sein Vermögen in Berlin, sowie in anderen Städten bedeutend vermehrt hatte, ward er Hausbesitzer in Magdeburg, gab aber die Praxis nicht auf. Frühzeitig von einer Krankheit befallen, gegen die seine eigenen Mittel nicht helfen wollten, stellte er seine Thätigkeit unter freiem Himmel allmählich ein. Der „weltberühmte Doktor“ liess sich auf seinen Reisen nur noch im Gasthofsprecher und zu Münden an der Werra ereilte ihn der Tod 1727 mitten im Geschäft. Er starb plötzlich im Gasthof „Zum wilden Mann“; an der Aussenseite der Garnisonkirche ist sein Grabstein zu finden. Seine Frau setzte den Handel mit Liebestränken und Schönheitspflasterchen fort, doch Pickelherings Bemühen, das Geschäft des Meisters weiterzuführen, war vergeblich. Der Nimbus, der Eisenbarts Quacksalberei und Marktschreierei umgeben, schwand mit seinem Tode, und dass sein Name und seine Thaten trotzdem unvergessen geblieben sind, ist einzig dem allbekannten Volks- und Studentenliede zu danken: „Ich bin der Doktor Eisenbart, kurir' die Leut nach meiner Art“.

K. N.-Str.

Nat.-Z. 24. Juli 1898.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.